

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

N^o 194.

Sonntag, den 13. Juli.

1845.

Ein Wort über die deutschen Frauen.

Die gegenwärtige Zeit ist eine Zeit der Entwicklung. Jedes Geschlecht, jeder Stand, jedes Alter strebt jetzt darnach, die leidige Etiquette immer mehr und mehr abzustreifen und eine größere Gleichstellung zu bewirken.

Man vergleiche das jetzige Verhältniß des Kindes zu den Aeltern oder sonst zu älteren Personen mit dem frühern. Sonst war es ein steifes, ja wohl despotisches, jetzt wird es immer mehr und mehr vertraulich. — Wie unangenehm aber dieses Verhältniß war, deutet uns schon Lessing, der nie anders, als: Hochzuehrender Herr Vater! Hochzuehrende Frau Mutter und dero gehorsamster Sohn schreiben durfte, an, indem er sagt: „Der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig mit Eltronensaft!“ — Jetzt wird ein solches Verhältniß zwischen Kindern und Aeltern bei weitem seltner gefunden. —

Man vergleiche ferner das jetzige Verhältniß der Stände zu einander mit dem frühern. Tritt nicht immer mehr und mehr eine sichtbare Annäherung aller Stände hervor? Verschwindet nicht allmählig der Adelstolz? Erreicht nicht jetzt der Handwerksmann und Bauer, dieser schöne Doppelkern des Volks (wie eine Schriftstellerin unsrer Zeit sehr treffend sagt), eine immer höhere Stellung im Staate und eine höhere Achtung unter den übrigen Ständen? — Der Grund davon ist aber jedenfalls in der Gleichheit der Bildungsgrade, die jetzt immer mehr sich zeigt, zu suchen. —

Man vergleiche endlich das jetzige Verhältniß des Weibes zum Manne. Uns Allen ist bekannt, daß früher unter den Juden und Heiden und sogar noch in unsern Zeiten, hauptsächlich unter Muhamedanern die Polygamie herrscht und daß die Weiber der Heiden noch jetzt von dem männlichen Geschlechte vielfach verachtet und gehöhnt werden. Wir wissen, daß selbst noch unter Christen vor, während und nach dem Mittelalter das Weib ganz und gar unter dem gebietenden Scepter ihres Mannes stand. Nun können wir allerdings nicht leugnen, daß auch hierin in unsern Zeiten ein großer Fortschritt geschehen sei, dennoch ist er in neuester Zeit weniger bemerklich geworden. Gewiß aber wäre eine größere Annäherung beider Theile wünschenswerth. Gerade in den niedern Ständen stehen sich Mann und Weib viel näher als in den höhern. Der Grund davon ist jedenfalls in der Gleichheit der Bildungsgrade, die in den niedern Ständen bei weitem häufiger zu finden ist, als in den höhern, zu suchen. „Ungleichheit der Bildungsgrade aber (sagt Fräul. Louise Otto in einem Aufsatz über diesen Gegenstand) ist in den meisten Eben die Quelle einer Laueheit, welche von beiden Theilen so

lange schmerzlich empfunden wird, bis sie zur Gewohnheit sich abgestumpft hat.“ —

Es wäre daher gewiß sehr wünschenswerth, daß auch die Frauen eine den Männern ähnliche Bildung erhielten! daß auch in ihnen ein Interesse für Politik, das jetzt leider bei so wenigen gefunden wird, geweckt werde; überhaupt, daß sie nicht nur mit ihrer nächsten Umgebung, sondern auch mit der großen Welt bekannter und vertrauter würden! Wie wäre auch sonst eine Annäherung möglich? —

Uebrigens dient auch die Unbekanntschaft der Frauen mit den Interessen der Männer oft diesen zum Deckmantel. Denn während sie den Frauen bei ihrem Weggehen versichern, daß sie höhere Zwecke verfolgen, gehen sie ihren gewöhnlichen Vergnügungen und Zerstreuungen nach, bei denen sie die Frauen um so lieber vermissen, als diese an den, die Männer interessirenden Gesprächen nicht würden Theil nehmen können! —

Uebrigens will ich mich durchaus nicht zu denjenigen zählen, die die Frauen zu Staatsbeamten erwählen wollen. Das sei ferne! —

Es vermag auch wohl leicht ein jeder einzusehen, wie sehr dieß dem Ziele des Weibes widerspreche. Nein, ich spreche nur den Wunsch aus, daß man dem weiblichen Geschlechte eine ähnliche Bildung, wie wir genießen, angedeihen lasse. Dann erst wird eine größere Innigkeit und eine höhere Achtung Mann und Weib an einander ketten!

Und welchen großen Einfluß dieß auf die Kinder habe, deren Erziehung der Mutter größtentheils obliegt, dieß wird gewiß jeder gern zugestehen. —

Leipziger Stadttheater.

Fräulein Unzelmann als Julia.

So viel ich weiß handelt sich um die Frage eines Engagements bei dem Gastspiele dieser jungen Dame. Wir haben also wohl eine Reihe von Rollen zu erwarten und haben unser Urtheil sorgfältig abzuwägen. Nicht weil wir große Präntensionen machen können und wollen; nein, aber um doch unser kritisches Gewissen zu beruhigen. Manche Leute vergeben eher die Fehler, wenn sie nur zeigen dürfen, daß sie dieselben nicht übersehen haben.

Ich werde nach meiner besten Einsicht Vorzüge und Fehler des Gastes aufzählen, und werde mich nicht beeilen, Folgerungen zu ziehen. Deshalb will ich auch nicht gleich mit der wunderlichen Behauptung anfangen, daß Fräulein Unzelmann wahrscheinlich in der zweiten Rolle — meines Wissens die Julia in Gogolows „Werner“ — besser sein werde als in der ersten, in Shakespeares Julia. Dann wenn ich dies sagte, so begänne

B.